



Bund Deutscher Unitarier Religionsgemeinschaft europäischen Geistes

Glauben und *Wirken*

4/5

03

Ralf Kaiser
Zum Geleit

06

Börries Freiherr von Münchhausen
Sommer

09

Stefan Kaus
**Theokratie des Schönen –
Zu Hölderlins 250. Geburtstag**

39

Rainer Maria Rilke
An Hölderlin

41

Ralf Kaiser
Pan und Pantheismus

51

Otto Julius Bierbaum
Zwei Gedichte

52

Prof. Dr. phil. habil. Mathias Weifert
Die Verfolgung freier Religion im Nationalsozialismus

58

Friedrich Hölderlin
Die Eichbäume

2

Ralf Kaiser: **Zum Geleit.** Liebe Freunde, liebe Unitarier, in Wolf Schneiders Buch *Deutsch für Profis* findet sich ein Kapitel mit dem Titel *Die Sprache ist ein dubioses Handwerkszeug*. Diese These will der Autor belegen, indem er unter anderem behauptet, es gebe Wörter, «*die zugleich ihr eigenes Gegenteil bedeuten*». Unter den Beispielen führt er das lateinische Wort *altus* an, das sowohl «*hoch*» als auch «*tief*» heißt. Dabei unterläuft dem bekannten Sprachkritiker und Stilisten allerdings ein Denkfehler. Es handelt sich nicht um Gegenteile, sondern um ein und dasselbe. Lediglich die Perspektive ist verschieden. Schaue ich einen Baum vom Erdboden aus an, ist er hoch, sitze ich auf seiner Spitze, nehme ich die Tiefe wahr. Das lateinische Wort ist perspektivunabhängig.

Solche Scheingegenteile begegnen uns öfter. Stellen Sie sich einen Chef vor, der zu seinen Angestellten sagt: «*Die Hälfte von Ihnen sind Versager.*» Als Reaktion auf die entstehende Empörung antwortet er: «*Gut, das nehme ich zurück und behaupte das Gegenteil: Die Hälfte von Ihnen sind*

keine Versager. » Jeder Angestellte würde sofort erkennen, daß der zweifellos vorgenommene Perspektivwechsel die Aussage keineswegs in ihr Gegenteil verkehrt hat.

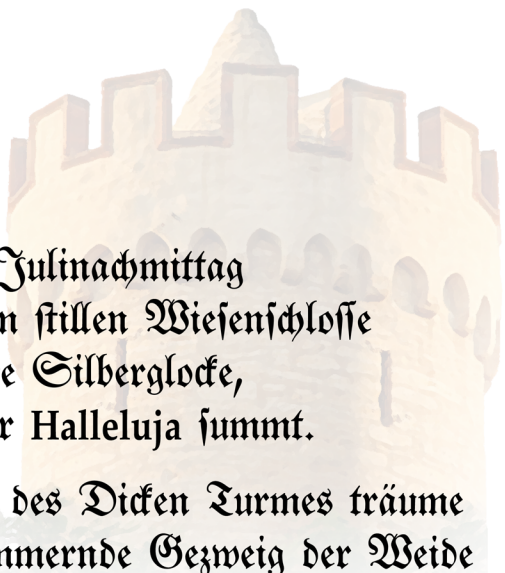
Und doch kann er bedeutsam sein. Nehmen wir die sprichwörtliche Frage, ob das Glas halbvoll oder halbleer ist. Die Antwort darauf gilt als zuverlässiger Indikator dafür, ob der Gefragte Optimist oder Pessimist ist. Manchmal aber will uns die Sprache keine Wahl lassen.

Und damit kommen wir zum Ernst der Sache. Angesichts des Verlustes einer Integrationsfigur wie *Annedore Küthe*, der organisatorischen Hindernisse, die uns unter anderem durch den Wegfall des bedeutenden Treffpunkts in Gießen erwachsen sind, der drastisch fallenden Mitgliederzahl und der damit verbundenen finanziellen Einbußen sowie der *Corona*-Beschränkungen möchte uns die deutsche Sprache für den Zustand unserer Gemeinschaft gerne die altgediente Vokabel *halbtot* aufdrängen.

Da wir aber zur weltanschaulichen Stärkung auch oft auf das Erbe fernerer Vorfahren zurückgreifen,

sollten wir hier ebenso verfahren. In den indo-germanischen oder indoeuropäischen Kulturen sagte man nicht «halb~~tot~~». Lateinisch *semivivus*, griechisch *hēmíbios*, althochdeutsch *sāmiquek*, altsächsisch *sāmquik*, angelsächsisch *sāmctic* sind nah miteinander verwandt und heißen, obwohl die Wörterbücher meist «halb~~tot~~» übersetzen, wörtlich «halb~~lebendig~~». Und so sollten wir als kämpferische Persönlichkeiten unsere Gemeinschaft sehen.

In welche Richtung die Entwicklung geht, liegt an uns. Die Teilnahme an der kommenden *Herbsttagung* ist ein starkes Bekenntnis zum Fortbestand des *Bundes Deutscher Unitarier*. Wenn Sie es irgendwie einrichten können, kommen Sie, genießen Sie die Geselligkeit, setzen Sie ein Zeichen der Zuversicht und der Unbeugsamkeit. Bis dahin wünsche ich Ihnen im Namen des Vorstands angenehme Sommertage. ▀



Der brütendheiße Julinachmittag
Hängt über meinem stillen Wiesenschlosse
Wie eine ungeheure Silberglocke,
Darin die Glut ihr Halleluja summt.

Vom Zinnenkranz des Dicken Turmes träume
Ich durch das schimmernde Gezweig der Weide
Weit weit hinaus ins grüne Pleißenatal.
Millionen Grillen schrillen in den Wiesen
Und zu der feinen Geigen leisem Reigen
Tanzen Millionen Falter drüber her
Getragen von dem Flimmerdunst der Luft,
Durch den des Parkes weiße Birken schimmern,
Wie eine Whistlersche Vision der Ferne,
Fatamorganisch, wirklichkeiterlöst ...

Ists nicht ein Traum, der zaubrisch mich umfängt?

Durchs schieferstumpfe Schilf des Grabens raschelt
Es hier und dort, die Halme zucken kurz,
Und unermüdlich klingt des grauen Sängers
Einschläfernd «Kare, kare, kare, kief» zu mir
Herauf und lullt mich mählich ein.

Das silbrig schimmernde dünne Laub der Weide
Spielt auf dem Silbergrau des Gartentisches,
Und blanke Silberlichter wirft das Wasser
Durch Schilf und Laub zur alten Mauer auf.
Ein großer Distelfalter taumelt her,
Setzt sich auf meinen Tisch und geht bedächtig
Mit schwarzen Füßen auf dem weißen Holze,
Bis er ein winziges Kristallchen Zucker
Vom Frühstück her entdeckt und daran lüftern
Mit langentrollter schwarzer Zunge saugt.
Von droben aus dem Mauerloch im Pallas,
Wo tiefversteckt die roten Falken horsten,
Klingt leis ein Murren, Knacken ...



Der Falter hebt sich plötzlich auf und schwebt
Mit seltenen Flügelschlägen durch die Weide,
Streift fast des Schilfes regungslose Kolben
Und taumelt über'n grünen Wasserspiegel
Hin in das Blumenmeer der weiten Wiesen.
Ich folg ihm mit den Augen, doch die Hitze
Schließt mir die Lider ... Bienensummen rings
Und Grillengeigen und im Schilf des Sängers
Eintönig Liedchen «Kare, kare, kief» ...

Börries Freiherr von Münchhausen, Sommer

Stefan Kaus: **Theokratie des Schönen. Zu Hölderlins 250. Geburtstag.** Als Peter Weiss den Dichter vor knapp fünfzig Jahren mit Bezug zur *Französischen Revolution* in zwei Akten auf gleich drei namhafte Bühnen¹ brachte, konnte er bereits großen Beifall für *Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade*², vorweisen, wobei es ihm nicht um die Attentäterin *Charlotte Corday*, sondern ihr Opfer und den inszenierenden Grafen gegangen war. Nun fesselte ihn ein Mann,

«der sich mit seiner ganzen Person für eine grundlegende Umwälzung der existenziellen Verhältnisse einsetzt und in der Konfrontation mit der Realität vernichtet wird.»³

Mit Blick auf die Studentenunruhen der «68er» und das, was daraus in den 70ern mit *Baader, Meinhof* und *Gefolge* werden sollte, war das ein gewichtiger Zeitbezug, hatten doch Hölderlin und seine Freunde unter dem Funkenflug von Westen einen süddeutschen *Jakobinerstaat* erwogen und in ihrem *Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus* gar anarchische Töne angeschlagen:

1) *Staatstheater Stuttgart*, Spielltg. Peter Palitzsch, Hauptrolle Peter Roggisch / *Schillertheater* Berlin, Spielltg. Hans Hollmann, Hauptrolle Hans Peter Hallwachs / *Deutsches Schauspielhaus* Hamburg, Spielltg. Claus Peymann, Hauptrolle Fritz Lichtenhahn.

2) *Schillertheater* Berlin 29. 4. 1964, Spielltg. Konrad Swinarski

3) Zitiert nach: Verner Arpe, *Knaurs Schauspielführer*. München/ Zürich 1979, S. 446 f.



«Denn jeder Staat muß freie Menschen als mechanisches Räderwerk behandeln, und das soll er nicht; also soll er aufhören!»

Wenn allerdings die *Württembergische Landesbühne* Esslingen ein halbes Jahrhundert später bei Wiederauflage des Stückes im *Friday For Future* den richtigen Anknüpfungspunkt sehen wollte⁴, fehlte es doch an revolutionärem Potential, und *Corona stahl* als politische Inszenierung in größter Besetzung dem Mimenehrgeiz der kleinen Truppe dann ohnehin die Schau.

•

Unser Jubilar, der die Ereignisse in Frankreich anfangs euphorisch als kühne Schritte auf das hin begrüßt hatte, was er mit *Hegel* und *Schelling* als Tübinger Studentenkleeblatt *Reich Gottes* genannt hatte, eine Losung, an der man sich auf alle Zeit und «nach jeder *Metamorphose*»⁵ erkennen wolle, wurde durch die Entartung des Aufstandes wider die alten Vorrechte von «*Säbel und Brevier*»⁶ mehr als ernüchtert. So schreibt er zur Tat der *Corday* an seinen Halbbruder *Karl Gock*:

«Daß *Marat*, der schändliche Tyrann, ermordet ist, wirst Du nun auch wissen. Die heilige *Nemesis* wird auch den übrigen Volks-

10

4) Spieltg. Klaus Hemmerle, Hauptrolle Marcus Michalski, Premiere 16. 1. 2020

5) Brief Nr. 84 an Hegel vom 10. 7. 1794. *Sämtliche Werke*, hg. v. Friedrich Beißner. *Große Stuttgarter Ausgabe* [zit. GSA mit Bandnummer], Bd. 6.1 (Briefe), hg. v. Adolf Beck, Stuttgart 1954, S. 127

schändern zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke und unmenschlichen Entwürfe angedeihen lassen.»⁷

und zum Sturze eines anderen:

«Daß Robespierre den Kopf lassen mußte, scheint mir gerecht, und vielleicht von guten Folgen zu sein.»⁸

Die Metapher vom *Reich Gottes* sollte man freilich nicht als Christentümelei werten, sondern dem Wortschatz des Theologen schulden, der noch dazu pietistisch aufwuchs. *Reich Gottes* ist nicht das jenseitige Ziel des im irdischen Jammertal strebend sich bemühenden Jesusjüngers, sondern Chiffre für das im *Ältesten Systemprogramm* geforderte neue Diesseits. Sie grenzt das Anliegen unserer Stifftler von den zuhauf vorgelegten Verfassungsentwürfen republikanisch gesonnener Zeitgenossen ab, da *Reich Gottes* nicht für neue Staatlichkeit, sondern den *Gemeingeist* edler Menschen steht, die sich eins mit der göttlichen Natur und damit selbst als göttlich erfahren:

«Ha! an der Fahne allein soll niemand unser künftig Volk erkennen; es muß sich alles verjüngen, es muß von Grund aus anders seyn; voll Ernsts die Lust und heiter alle Arbeit! nichts, auch das kleinste, das alltäglichste nicht ohne den Geist und die Götter!»⁹

•

6) So wurde die ursprüngliche Zeile «Bettler werden Fürstenbrüder» in Schillers Ode *An die Freude* erst durch freimaurerischen Einfluß zu «Alle Menschen werden Brüder».

7) Undatierter Brief Nr. 61, GSA 6.1, S. 88

8) Brief Nr. 86 vom 21. 8. 1794, GSA 6.1, S. 132

9) GSA 3 (Hyperion), hg. v. Friedrich Beißner, Stuttgart 1957, S. 111



Im Jahrhundert *Winckelmanns* schweben Hölderlin und seinem Neugriechen *Hyperion* in *stiller Einfalt und edler Größe* natürlich die Götter Griechenlands vor, und zwar jene homerischen, die nach langer Zeit des Matriarchats die alten Erdgottheiten nicht nur patriarchalisch, sondern vor allem menschengestaltig ablösen; besonders die Kinder der *Leto*, die als Zwillinge geschlechtliche Gewichtungen gleicher Eigenschaften sind: beide Meister des Bogens¹⁰, mit dem sie den guten Tod geben, wie des Saitenspieles; beide winters in die nördlichen Gefilde der *Hyperboreer* schweifend und nicht nur Verkörperung einzelner Naturkräfte, sondern des *έν και παν*, des «*Ein und Alles*» ...

«Das ist der göttliche Geist der sublimeren Natur, die hohe schimmernde Herrin, die Reine, die zum Entzücken hinreißt und doch nicht lieben kann, die Tänzerin und Jägerin, die das Bärenjunge auf den Schoß nimmt und mit den Hirschen um die Wette läuft, todbringend, wenn sie den goldenen Bogen spannt, fremdartig und unnahbar, wie die wilde Natur, und doch, wie sie, ganz Zauber und frische Regung und blitzende Schönheit. Das ist Artemis!»¹¹

Und sie verbindet sich anmutig mit einer namentlich nicht näher bezeichneten «*holden Gestalt*»¹², der wir 1794 in der *Melite* des *Hyperion-Fragments*

12

10) Heraklit: «Nun ist der Bogen (*βίος*) dem Namen nach Leben (*βίος*), in der Tat aber Tod.» (Fr. B 48) – In: Hermann Diels, *Die Fragmente der Vorsokratiker*. 6. verb. Aufl. v. Werner Kranz. Berlin 1951 [zit.: Diels]

11) Walter F. Otto, *Die Götter Griechenlands*, 6. Aufl. Frankfurt 1970 [zit. Otto], S. 82f.

begegnen, denn in Melite, einer Athener Vorstadt, befand sich in alter Zeit ein Artemis-Tempel¹³.

Apollon wiederum ist nach Zeus der bedeutendste altgriechische Gott. Donnernd kommt er über die Vermessenen, verweist sie durch sein *Erkenne Dich selbst!* auf ihre Sterblichkeit und wird von jeher als der Sonnengott selbst betrachtet. Seine flammende Erscheinung verrät höchsten Adel.

*«In den Zügen seines Gesichts verbinden sich männliche Kraft und Klarheit mit dem Glanz des Sublimen. Er ist die Jugend in ihrer frischesten Blüte und Reinheit. Die Dichtung preist sein wallendes Haar, das schon die älteste Lyrik golden nennt.»*¹⁴

Dionysischem Rausch und dessen Nähebedürfnis setzt er vornehme Distanz entgegen. In einer Zeit der Einheit von Körper, Geist und Seele sorgt er als oberster Heilgott für den *καθαρός*, die Reinigung und Sühnung, der *Empedokles* ein großes Lehrgedicht widmet. Geistig-seelischer Reinheit entspringt dann der Sinn für Harmonie und läßt auch Tiere teilhaben an der Herrlichkeit der Musik. Wenn des Gottes Leier ertönt, schlummert selbst der allwachsame Adler auf dem Zepter des Zeus süß ein. Die Tiere des Waldes sind verzaubert, die

12) Undatierter Brief 50 an Dichterfreund
Ludwig Neuffer, GSA 6.1, S. 75

13) Otto, S. 87

14) Otto, S. 63

Rinder gedeihen auf den Weiden, und die Menschen werden sittlich erhoben im Fest zu Ehren der Gottheit.¹⁵ Und wie sie bedürfen wir Heutigen der apollinischen Spruchweisheit:

**Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden Sprüche?
Delphi schlummert und wo tönet das große Geschick?**¹⁶

Hölderlin weiß, daß ihm, anders als seinen beiden philosophierenden Stubengenossen, als Dichter die gottbenedete Aufgabe zuteil ward,

**des Waters Stral, ihn selbst, mit eigener Hand
zu fassen und dem Volke ins Lied
gehüllt die himmlische Gaabe zu reichen.**¹⁷

Keine weitere Menschensatzung soll er seinem Volke bringen, sondern ihm durch lebenweckende Gesänge seine erhabene Schönheit beschwören. Diesem Ringen um neue segnende Götter und ein herrlich verjüngtes Volk ist er geweiht, auf daß dereinst das Göttliche «*heiter alle Arbeit*» erfülle:

**Siehe! da löste sein Schiff der fernhinsinnende Kaufmann,
Froh, denn es wehet' auch ihm die beflügelnde Luft und die Götter
Liebten so, wie den Dichter, auch ihn, dieweil er die guten
Gaaben der Erd' ausglich und Fernes Nahem vereinte.**¹⁸

•

14

15) Otto, S. 74f.

16) Zeilen 61–62 aus *Brod und Wein*

17) Zeilen 58–60 aus: *Wie wenn am Feiertage ...*

18) Zeilen 72–75 aus *Der Archipelagus*.

Wenn Bühnenschaffende unserer Tage mit dem Dichter ihre Schwierigkeiten haben, scheint das aufgrund des Zeit- und Bildungsabstandes erklärlich. Auffallender ist, daß sie der Unverstand mit Hölderlins Zeitgenossen eint. Macht er es uns Heutigen auch nicht immer leicht, gilt er doch als einer unserer größten Lyriker; die Gebildeten seiner Zeit nehmen ihn jedoch so gut wie nicht zur Kenntnis. So hat *Friedrich Schlegel*, dessen reiche Rezensentätigkeit auch vor drittklassigen Titeln nicht scheute, den *Hyperion* völlig außer acht gelassen. In den Briefen der klugen *Caroline Schelling*, die sich gar manchem annahm, kommt er nicht vor. Und die erste Literaturgeschichte der Zeit¹⁹, die alle halbwegs namhaften Autoren listet, schweigt über ihn. Erst der im Haus des Schreinermeisters *Zimmer* die zweite Hälfte seines Lebens Verdämmernde erhält, wie aus Mitleid, wohlwollende Aufmerksamkeit. *Görres*, *Varnhagen* und die *Arnims* sind sehr angetan. Und wenn Verleger *Friedrich Cotta* 1801 das nötige Leserinteresse für eine Gedichtausgabe gefehlt hatte, kann er diese 1826 mit *Gustav Schwab*, *Ludwig Uhland* und *Justinus Kerner* als angesehenen Herausgebern endlich wagen.²⁰

19) Franz Horn: *Umriss zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818*, Berlin 1819.

20) *Gedichte*. Von *Friedrich Hölderlin*, Stuttgart und Tübingen 1826 (2. Auflage 1843)

Man hat diese Ignoranz der Zeitgenossen dem Hölderlinschen Werk gegenüber mit der tatsächlich unglücklichen Veröffentlichungsgeschichte erklären wollen. So ist sein einziger Roman, der *Hyperion*, in zwei Teilen im Abstand zweier Jahre erschienen, für ein derart geschlossenes und nur in dieser Geschlossenheit verständliches Werk geradezu tödlich. Die etwa siebzig bis 1806 gedruckten Gedichte erschienen in *Musenalmanachen* und *Poetischen Blumenlesen* mit geringer Auflage, die vor allem ein weibliches Publikum ansprachen, dem durch die antiken Versmaße der Zugang zur Botschaft in der Regel über Gebühr erschwert wurde. Zu Hölderlins Zeit verfaßte man *Stanzas*, *Sonette*, *Terzinen*, er aber schrieb noch *Oden*, *Hymnen* und *Elegien* – in die er allerdings revolutionär Neues packte. Den Alten, die in ihm den vorbildlichen *Klassizisten* hätten loben wollen, erschien er damit als Entweiher der Antike, die Jüngeren hingegen sahen die alte Form und begähnten die vermeintliche Überständigkeit. – So weit die Bildungsbürger ...

•

Die mit Schillers befreundete Charlotte von Kalb aus dem thüringischen Waltershausen hatte für ihren Sohn einen Hauslehrer gesucht, und unser zufällig in Ludwigsburg weilender Nationaldichter kann helfen:

«Einen jungen Mann habe ich ausgefunden, der eben jetzt seine theologischen Studien in Tübingen vollendet hat, und dessen Kenntnissen in Sprachen und den zum Hofmeister erforderlichen Fächern alle die ich darüber befragt habe, ein gutes Zeugniß ertheilen. Er versteht und spricht auch das Französische und ist (ich weiß nicht, ob ich das zu seiner Empfehlung oder zu seinem Nachtheile anführe) nicht ohne poetisches Talent, wovon Sie in dem Schwäbischen Musenalmanach vom Jahr 1794 Proben finden werden. Er heißt Hölderlin und ist Magister der Philosophie. Ich habe ihn persönlich kennen lernen und glaube, daß Ihnen sein Aeußeres sehr wohl gefallen wird. Auch zeigt er vielen Anstand und Artigkeit. Seinen Sitten giebt man ein gutes Zeugniß; doch völlig gesetzt scheint er noch nicht, und viele Gründlichkeit erwarte ich weder von seinem Wißen noch von seinem Betragen. Ich könnte ihm vielleicht hierin Unrecht thun, weil ich dieses Urtheil bloß auf die Bekanntschaft einer halben Stunde und eigentlich bloß auf seinen Anblick und Vortrag gründe; ich will ihn aber lieber härter als nachsichtiger beurtheilen, daß, wenn Ihre Erwartung ja getäuscht werden sollte, dieß zu seinem Vortheil geschehe ...»²¹

Diesen Gesamteindruck bestätigt Sigrid Hunke:

21) Brief Nr. 685 vom 1. 10. 1793. Schillers Briefe, hg. v. Fritz Jonas (Krit. Gesamtausgabe in 7 Bänden), Stuttgart 1892ff [zit. Jonas], Bd. 3, S. 357f.

«... die ihn gekannt haben, hat aus seiner Erscheinung, seinem Auftreten, aus seinem ganzen Wesen ein unbeschreiblicher Zauber angerührt, von dem er – wie seine Selbsteinschätzung zeigt – selbst nicht das mindeste geahnt hat. <Seine regelmäßige Gesichtsbildung, der sanfte Ausdruck seines Gesichts, sein schöner Wuchs, sein sorgfältiger reinlicher Anzug und jener unverkennbare Ausdruck des Höheren in seinem Wesen>, berichtet ein ehemaliger Studiengefährte, <sind mir immer gegenwärtig geblieben.> Diesen Anhauch von außergewöhnlicher adliger Reinheit und einer ungewußten, angeborenen Anmut, die die Blicke ihm unwillkürlich folgen ließen, empfanden seine Stiftsbrüder bereits, wenn er nur durch das Zimmer ging. Von seinem Studiengefährten Rehfus, dem späteren Kurator der Universität Bonn, stammt das einprägsame Bild, es sei gewesen, <als schritte Apoll durch den Saal.>»²²

Hölderlin bekommt die Stelle, und seine ebenso kluge wie gemütvolle Dienstherrin sucht sie ihm so erträglich wie möglich zu gestalten. Sie schickt ihn sogar im November 1794 nach Jena, damit er Schillers Nähe und die Vorlesungen des berühmten *Johann Gottlieb Fichte* genießen kann. Freilich muß sein Erziehungsobjekt *Fritz von Kalb*, verhaltensauffälliger Racker in den Flegeljahren, mit.

«Grausam fehlgeschlagene Bemühungen»²³

machen unserem Dichter derart zu schaffen, daß das Arbeitsverhältnis im Januar 1795 gelöst wird.

18

22) Sigrid Hunke: *Europas andere Religion. Die Überwindung der religiösen Krise*, Düsseldorf/Wien 1969, S. 210

23) Brief 103 an Johann Gottfried Ebel vom 2. 9. 1795, GSA 6.1, S. 177

Schiller, sehr bemüht um poetischen Nachwuchs, kündigt Goethen, der im Sommer 1797 seine Vaterstadt besucht, zwei mögliche Vorsprachen an:

«Ich habe meinem neuen Friedberger Poeten Schmidt und auch Hölderlin von Ihrer nahen Ankunfft in Frankfurt Nachricht gegeben; es kommt nun darauf an, ob die Leutchen sich Muth fassen werden, vor Sie zu kommen. Es wäre mir sehr lieb und auch Ihnen würden diese poetischen Gestalten in dem prosaischen Frankfurt vielleicht nicht unwillkommen seyn.»²⁴

Es dauert nicht lang, da greift Goethe zur Feder:

«Schmidt von Friedberg ist bei mir gewesen; ... Voraus also gesetzt daß es kein gedrückter Mensch ist, sondern einer der, nach seiner Aussage, seiner Gestalt, seiner Kleidung in mäßigem Wohlbehagen lebt, so ist es ein böses Zeichen daß sich keine Spur von Streben, Liberalität, Liebe, Zutrauen an ihm offenbart.»²⁵

Und wieder eine kleine Weile später:

«Gestern ist auch Hölterlein bey mir gewesen, er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Ängstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien, auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth, manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen.»²⁶

24) Brief Nr. 1233 vom 28. 7. 1797. Jonas, Bd. 5, S. 232

25) Brief vom 9. 8. 1797. Weimarer Ausgabe 1887-1912 [zit.: WA], Abt. IV, Bd. 12, S. 219

26) Brief vom 23. 8. 1797, a. a. O., S. 261f

«*Kleine Gedichte*» zu einem «*menschlich interessanten Gegenstand*», damit konnte unser Jubilar, dem es ja um das *έν και παν*, sein «*Ein und Alles*», ging, nun wirklich nichts anfangen.

«*Ich hasse sie, wie den Tod, alle die armseeligen Mitteldinge von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele sträubt sich gegen das Wesenlose. Was mir nicht Alles, und ewig Alles ist, ist mir Nichts.*»²⁷

«*Schmidt von Friedberg*» und «*Hölterlein*», jener bei Schiller, dieser bei Goethe höher im Kurs, und beide von Schiller «*überspannt*»²⁸ genannt, sind übrigens Freunde geworden: *Siegfried Schmid*, dem unser Dichter die Elegie *Studgard* zueignete, gehörte in Bad Homburg zum Kreis um den *Alabanda* des *Hyperion* und homburgischen Minister schottischer Abstammung, *Isaac von Sinclair*, den verlässlichsten Freund und Bewunderer Hölderlins. Schmid und zwei weitere Mitstreiter, *Casimir Ulrich Böllendorff* und *Friedrich Emerich*, verfielen übrigens dem Wahnsinn²⁹, was dem oft geäußerten Verdacht, unser Jubilar könne für sich den Weg in die *innere Emigration* vielleicht ganz bewußt gewählt haben, natürlich einige Nahrung gibt.

•

20

27) Fragment von *Hyperion*, GSA 3, S. 164

28) Brief 1240 v. 17.8.97. *Jonas*, Bd. 5, S. 240

29) Ulrich Häussermann, *Friedrich Hölderlin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Rowohlt's Monographie Nr 53, Hamburg 1961, S. 124

Lauffen liegt an der Mündung der Zaber in den Neckar, um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine mehr als idyllische Gegend. Und am jenseitigen Ufer träumt der Ursprung der Siedlung, das alte Kloster, genannt «das Dörfle». Das Dörfle ist noch idyllischer als der Hauptort selbst. Und da hinein wurde Hölderlin am 20. März 1770 geboren. Kein Wunder also, wenn die so eigentümlich deutsche *Gemütlichkeit*, die wir mit dem Worte *Heimat* bezeichnen, in unserem Dichter ganz besonders lebt.

Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,
der mit Garten und Haus grün aus den Wellen sich hebt.
Dort begegnen wir uns; o gütiges Licht wo zuerst mich
Deiner gefühlteren Stralen mich einer betraf.³⁰

und wie erst das Eigene:

... sei du,
Beglückender! mit sorgender Liebe mir
Gepflegt, der Garten, wo ich, wandelnd
Unter den Blüthen, den immerjungen,
In sicherer Einfalt wohne, wenn draußen mir
Mit ihren Wellen allen die mächtige Zeit,
Die Wandelbare, fern rauscht und die
Stillere Sonne mein Wirken fördert.»³¹

Auch die Sehnsucht nach bürgerlichem Leben:

30) Zeilen 41-44 der Elegie *Stuttgart*

31) Zeilen 41-48 des Gedichtes *Mein Eigentum*

«Beglückt, wer, ruhig liebend ein frommes Weib,
Am eignen Heerd in rühmlicher Heimath lebt,
Es leuchtet über vestem Boden
Schöner dem sicheren Mann sein Himmel.

Denn, wie die Pflanze, wurzelt auf eignem Grund
Sie nicht, verglüht die Seele des Sterblichen,
Der mit dem Tageslichte nur, ein
Armer, auf heiliger Erde wandelt.»³²

Doch eigener Herd in rühmlicher Heimat war Hölderlin nicht vergönnt: Vierjährig muß er Lauffen Lebwohl sagen und nach Nürtingen ziehen – es folgen Denkendorf, Maulbronn, Tübingen, Waltershausen, Jena, Frankfurt am Main, Bad Homburg, Hauptwil und Bordeaux, bevor er die zweite Hälfte seines Lebens in Tübingen Ruhe findet. Auch fromme Weiber auf seinem Weg, wie Louise Nast, Elise Lebret oder die «holde Gestalt» von Seite 12, bleiben nicht. Und die große Liebe, die ihm 1796 in Gestalt der Frankfurter Bankiersgattin Susette Gontard aufleuchtet, hat natürlich in mehrfacher Hinsicht keine Zukunft. Hätten da nicht Schillers Verse über *Licht und Wärme*, immerhin nach fünfjähriger Bekanntschaft 1798 erschienen, einen klugen und ansehnlichen Jüngling lehren können?

22

Der beste Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weicht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng,
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng
Sich selbst nur zu bewahren,
Das Herz in kalter stolzer Ruh
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen,
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen,
Drum paart, zu euerm schönsten Glück,
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick.

Friedrich von Schiller, Licht und Wärme

Was Schiller rät und Goethe glänzend vorlebte, nämlich «des Weltmanns Blick» zu entwickeln und so das Leben bestens zu meistern, gelingt den Stubengenossen unseres Dichters: beiden ist beschieden, gefeierte Universitätsprofessoren zu werden, während der Dritte im Bunde gleich vier Hauslehrerstellen vergeift. An den, wie man heute sagt, schlechteren Startchancen lag es nicht!

•

Unser Jubilar kommt in gutbürgerlichem Hause zur Welt. Zwar stirbt der Vater, ein wohlbestallter Klosterhofmeister, als *Johann Christian Friedrich* zwei Jahre zählt, die Mutter heiratet aber den reichen Nürtinger Kammerrat Gock, den der Bub einen «zweiten Vater»³³ nennt. Als auch er dem Schlagfluß erliegt, bleibt seiner tapferen Witwe, der bereits vier Kinder gestorben sind, für ihre drei Verbliebenen nach Kräften zu sorgen. Im Sinne der Zeit heißt das, Tochter *Henrike* gut zu verheiraten und den Söhnen – einer von Hölderlin, einer von Gock – eine krisenfeste Ausbildung zu sichern. Sie meistert die Aufgabe bestens.

24

33) Brief 180 an die Mutter vom 18. 6. 1799, GSA 6.1, S. 333



- 14. 8. Ralf Kaiser
- 7. 9. Martha Kahleyß
- 14. 9. Wilhelm Brüntrup
- 14. 10. Helga Feilscher

Wir gratulieren herzlich zum Geburtstag!

Herzliche Einladung zu unserer HERBSTTAGUNG 2020

Liebe Freunde,

im Römerbrief (1, 25) schrieb der Apostel Paulus über die Heiden, daß sie *«Gottes Wahrheit verwandelt haben in Lüge und haben geehrt und gedient dem Geschöpf statt dem Schöpfer»*. In diesen wenigen Worten offenbart sich ein Konflikt, der sich seit Jahrtausenden durch die Geistesgeschichte zieht: zwischen denjenigen, die wie wir der Natur und dem «Diesseits» Göttlichkeit zusprechen, und denen, für die das eine Lüge ist, die bis zur Vernichtung bekämpft werden muß.

Besonders Sigrid Hunke hat diesem Konflikt eine umfangreiche Literatur gewidmet, von der wir nach wie vor profitieren. Und doch macht die geisteswissenschaftliche Forschung Fortschritte, und manches erscheint inzwischen in einem etwas anderen Licht. Wir können diesem gar nicht «alten Hut» somit spannende neue Aspekte abgewinnen.

Nach dem Ausfall unserer Sommersonnenwendfeier kommt nun endlich wieder eine Gelegenheit, in der Gesellschaft Gleichgesinnter Erbauung, Entspannung und geistige Erquickung zu finden. Der Vorstand freut sich auf Ihr Kommen ...



• Freitag, 16. Oktober

18:00 Abendessen

20:00 Begrüßung

20:15 **Film:** Sabine Sinjen, Helmut Griem
«*Grenzen der Zeit*»

22:00 Gemütliche Aussprache

• Sonnabend, 17. Oktober

09:00 Begrüßung / Organisatorisches

09:15 **Film:** Kurt Hübner, Werner Kreindl
«*Unzeitgenossen im Gespräch: Platon und Nietzsche*»

10:00 Aussprache • Pause

10:30 **Ralf Kaiser:**
«*Unitarismus und Dualismus als feindliche Brüder -
Schlaglichter auf eine Verwandtschaft*»

11:15 Aussprache

12:00 Mittagessen • Mittagspause

15:00 **Florian Sander:**
«*Einheit versus Unterscheidung? –
Zum Verhältnis von Unitarismus und Carl Schmitts Begriff des Politischen*»

15:45 Aussprache • Pause

16:15 **Stefan Kaus:**
«*Rettet uns die Weltseele vor dem Dualismus?*»

17:15 Aussprache

18:00 Abendessen

19:30 Gemütliches Beisammensein

• Sonntag, 18. Oktober

10:00 **Feierstunde:**
«*Begegnung mit Markion*»
Szenische Lesung des heiteren Theaterstücks von Sebastian Moll über den Streit verschiedener Dualisten im antiken Rom.

11:30 **Schlußworte und gemeinsames Lied**

- **Tagungsort**

ist wie in den Vorjahren unsere bewährte Pension

Haus Mönter-Meyer, Winkelsettener Ring 7, 49196 Bad Laer
Fernruf: 05424/22620-0 ▪ Fernbild: 05424/22620-47

- **Anfahrt**

Mit der Bahn fahren Sie bis **Dissen-Bad Rothenfelde**. Weiter mit **Bus 475** zum ZOB, von da mit **Bus 426** nach **Bad Laer Gesundheitszentrum** und etwa 15 Minuten Fußweg bis zum Haus. Oder mit **Taxi-Haring** (Ruf 05424 / 22 191 55) vom Bahnhof zum Hotel.

- **Tagungskosten**

30,- € einzeln und **50,- € als Ehepaar**, unabhängig von der Dauer der Teilnahme und bei Veranstaltungsbeginn bar zu entrichten. Kinder sowie Schüler und Studenten mit Ausweis frei.

- **Hotelkosten**

Vollpension einschließlich Kurtaxe **je Person und Tag** im **Doppelzimmer 48,- €**, im **Einzelzimmer 58,- €**, direkt ans Haus zu zahlen. Kinder günstige Altersstaffeln. **Barrierefreiheit 2,- € je Tag.**

Wichtig: Ein Zimmerkontingent ist reserviert. Bitte buchen Sie deshalb im Rahmen Ihrer Anmeldung über Herrn Kaiser!

- **Sonstiges**

Unsere Herbsttagung ist die **geschlossene Veranstaltung einer Religionsgemeinschaft**. Politische Betätigung und (para-)militärische Kleidung sind untersagt. Es gelten das Hausrecht des Veranstalters sowie die Hausordnung des Wirtes.

- **Anmeldung**

Ihre verbindliche Anmeldung schicken Sie bitte bis **30. 9. 2020** an:

Ralf Kaiser
Postfach 100603
69446 Weinheim
Telefon: 06201/186506
ePost: Post@deutsche-unitarier.de

Ihnen eine gute Anreise und uns möglichst viele Teilnehmer!

Die Mutter bestimmt den Älteren zum Geistlichen. So macht man im pietistischen Schwaben seinen Weg. Und *Johann Christian Friedrich* gehorcht.

Er trifft es auch doppelt gut: Zum einen fehlt seinen Landsleuten jede Frömmerei: die Lehrer sind durchweg nüchterne Leute, die sehr wohl Glauben und Vernunft auszutarieren wissen; nicht umsonst ist einer von ihnen, *Philipp Matthäus Hahn*, der Erfinder der Neigungswaage.

Zum andern hat unser Dichter just zur Geniezeit das Licht der Welt erblickt: ein erstes Exemplar trifft er im Neffen seines Lateinlehrers *Nathaniel Köstlin*, dem fünf Jahre jüngeren *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling*, einem Überflieger, den er vor den Neidattacken der Mitschüler beschützt.

Im *Tübinger Stift* begegnen die beiden dann dem mit unserem Dichter gleichaltrigen *Georg Wilhelm Friedrich Hegel*, auch er ein Genie. Das Dreigestirn bezieht eine gemeinsame Stube und ist bald unzertrennlich. Dazu das Land voller Dichter und Denker und auch von den europäischen Nachbarn geniale Anregungen – Herz, was willst Du mehr?

•

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geschrei und der Ruthe der Menschen,
Da spielt' ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreust,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,

So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und, wie Endymion,
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

Oh all ihr treuen
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!



Zwar damals rieff ich noch nicht
Euch mit Nahmen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen
Als kennten sie sich.

Doch kannt' ich euch besser,
Als ich je die Menschen gekannt,
Ich verstand die Stille des Aethers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.

Mich erzog der Wohl laut
Des säuselnden Hains
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.

Im Arme der Götter wuchs ich groß.
Friedrich Hölderlin, Da ich ein Knabe war

Für mich ist dieses, ungeachtet der Meisterschaft des übrigen Werkes, vielleicht das schönste Gedicht Hölderlins, da es sein *naives*, also ursprüngliches Einssein mit der Natur zeigt. Wenn er sich dabei als den schönen Hirtenknaben *Endymion* träumt, in den sich die Mondgöttin *Selene* – um des Versmaßes willen wählt er die römische Entsprechung – verliebt, ihn von Zeus in ewigen Schlaf versetzen läßt, auf daß er seine Jugend nicht einbüße, und von ihm fünfzig Töchter empfängt, die als Monate ein halbes *Großes Sonnenjahr* ausmachen, dürfen wir ihm das nicht als Narzißmus ankreiden. Es geht unserem Dichter allein um das Schlafenkönnen, ihm eine göttliche Gabe, die – mit *Shakespeare* gesprochen – «*das Herzweh und die tausend Stöße endet, die unsers Fleisches Erbteil*»³⁴ sind. Anders aber als der *große Schlaf*, der Tod, bleibt der Zustand des *Endymion* durchlässig für die Berührung durch Sonne und Mond als göttliche Erscheinungen.

Deshalb ist der Kirchenraum bereits dem Kleinen ein Greuel. Wenn Glaubensbruder *Eike Härtel* in seinem Gedicht *Kirchen* so schön empfindet:

28

34) aus *Hamlets* Monolog, 3. Aufzug, 1. Szene

Kirchen müssen oben offen sein
und keine Wände haben.
Gott möchte ich offen begegnen.
Möchte Ihn atmen und fühlen.³⁵

begegnet er darin auch dem Knaben Hölderlin:

Denn kaum geboren, warum breitetet
Ihr mir schon über die Augen eine Nacht,
Daß ich die Erde nicht sah und mühsam
Euch athmen mußt, ihr himmlischen Lüfte.³⁶

Und natürlich will die *Ruthe* nicht sagen, daß das Kind vor drohender Prügelstrafe in die Umgegend geflohen sei. Wär dem so, hätte der Dichter an anderer Stelle nicht klagen müssen:

Als ich weggerissen von den Meinen
Aus dem lieben elterlichen Haus ...³⁷

Wie das Geschrei, so ist auch die *Ruthe der Menschen* ein Bild für das elende Alltagsmühen um Nichtigkeiten, ähnliche Kritik wie die berühmten Mahnworte Jesu an die allzu eifrige Schaffnerin:

«*Martha, Martha! Du bist besorgt und beunruhigt um viele Dinge; eins aber ist nötig.*»³⁸

Dieses *Eine* ist die Empfänglichkeit für die *Stille des Aethers*, in der sich die *Weltseele* offenbart.

•

35) Eike Härtel: *Sein Leben gestalten. Gedichte und Geschichten*. edition fischer, Frankfurt a. M. 2019, S. 85

36) Zeilen 24-27 aus *Versöhnender, der Du nimmergeglaubt* (Erste Fassung)

37) Zeilen 41-42 aus *Die Stille*

38) Lukas 10,41-42

Unser Blick auf das 18. Jahrhundert nimmt meist nur freigeistige Spötter wie *Voltaire*, feinsinnige Lebenskünstler wie *Casanova*, geniale Scharlatane wie *Cagliostro* oder aufgeklärte Könige wie *Friedrich den Großen* wahr und übersieht, daß es auch ein *Naturwissenschaftssäkulum* gewesen ist. Der 1727 gestorbene *Newton* hatte ihm seine mathematische Formulierung von *Lichtbrechung*³⁹ und *Himmelsmechanik*⁴⁰ hinterlassen. So ungefochten die inzwischen auch weiterentwickelten Newtonschen Lehren im späten 18. Jahrhundert noch galten, blieb doch die Frage, wie Leben auf einem nur mechanischen Gesetzen uhrwerkhaft folgendem und aus toter Materie bestehenden Weltkörper überhaupt hatte aufkeimen können. Daß das nicht in einem Gewaltakt des Schöpfers über Nacht der rohen Erdkugel angeheftet worden war, sondern sich über lange Zeiträume aus niedrigsten Formen entwickelt hatte, konnte man der von dem englischen Arzt *Erasmus Darwin* einleuchtend vertretenen *Evolutionstheorie* entnehmen⁴¹, für deren Nachweis sein weltumsegelnder Enkel berühmt werden sollte.

30

39) *Opticks: Or, a Treatise of the Reflexions, Refractions, Inflexions and Colours of Light*, London 1704

40) *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica* London 1687

41) *Zoonomia: or The Laws of Organic Life*, London 1794

Der Zuversicht, der vernünftige Gott habe die Welt nur vernünftig schaffen können, weshalb ihre Rätsel auch *mittels der Vernunft* zu lösen seien, schob Kant einen Riegel vor: die *Dinge an sich* seien der Vernunft unzugänglich und sie projiziere lediglich ihre Deutung auf die Welt der Erscheinungen.

Zur Bewältigung dieses Dilemmas entsann man sich der uralten Idee einer *Weltseele* in dem Sinne, «daß ein und dasselbe Princip die anorganische und die organische Natur verbindet.»⁴²

Zuletzt hatte *Giordano Bruno* diesen Gedanken vertreten, und *Friedrich Heinrich Jacobi* hatte einiges aus dem Werk des großen Italieners übersetzt, um es zur Untermauerung seiner These zu benutzen, der Spinozismus sei Atheismus. Trotz Aufklärung und immer säkularer verstandenem Christentum – man denke nur an *Schleiermacher* – war das um 1800 noch ein brennliches Thema. So mußte noch ein Fichte 1799 die Universität Jena verlassen, weil man ihm einschlägige Vorwürfe gemacht hatte. Mit der kopernikanischen Wende wie mit der heute gängigen *Urknall*-Hypothese kam die Kirche zurecht, hinter der *Weltseele* steht

42) F. W. J. Schelling: *Von der Weltseele*. In: F. W. J. Schellings sämtliche Werke, 1. Abt., 2. Bd., (1797-98), hrsg. v. K.F.A. Schelling, Stuttgart 1857, S. 350

Vgl. hierzu auch die Idee der *Welt als Organismus* in: Ralf Kaiser, *Pan und Pantheismus*, dieses Heft S. 46

jedoch die Vorstellung eines unerschaffenen, ewig sich umgestaltenden Alls. Dafür hatte Bruno noch brennen müssen.

Wie so oft in der Wissenschaftsgeschichte, kam Jacobis Fleiß zwar nicht der eigenen Sache zugute, lenkte aber wieder den Blick auf den Nolaner, und Goethe spottet über den Dunkelmann Jacobi:

Was soll mir euer Hohn
über das All und das Eine?
Der Professor ist eine Person,
Gott ist keine.⁴³

Und der arme Hölderlin? Noch so viel hat er zu künden, und nun droht das Ende der Geschichte.

«Ich glaubte sonst immer, der Mensch bedürfe für sein Wissen, wie für sein Handeln eines unendlichen Fortschritts, einer gränzenlosen Zeit, um dem gränzenlosen Ideale sich zu nähern; ich nannte die Meinung, als ob die Wissenschaft in einer bestimmten Zeit vollendet werden könnte, oder vollendet wäre, einen scientivischen Quietismus, der Irrtum wäre, in jedem Falle, er mochte sich bei einer individuell bestimmten Gränze begnügen, oder die Gränze überhaupt verläugnen, wo sie doch war, aber nicht seyn sollte.»⁴⁴

•

Den Gegensatz zwischen der Lebensverschönerung des der reinen Sinnenfreude vorbehaltenen grie-

32

43) Zahme Xenien: Der Pantheist. Vielleicht mit Anspielung auf Brunos *De la causa, principio e uno* von 1584; zitiert bei Hunke, S. 198

44) Zeilen 11-18 aus *Hermokrates an Cephalus*

chischen Jünglings Endymion und dem *Holunder*, dieser so lebensstauglichen und allen Widrigkeiten trotzenden Pflanze, die noch mehrfach umgehauen immer wieder austreibt, mag unser Dichter in sich gespürt und versucht haben, sie im natürlichen Ganzen zusammenzubringen. Die Hölderlins führten *sambucus nigra*, der *Bächtold-Stäubli* vierzehn Quartspalten widmet⁴⁵, im Familienwappen, und unser Jubilar war so verwurzelt im Volksglauben, daß er als Student einem Passanten, der den Hut nicht gezogen hatte, selbigen vom Kopfe schlug und dafür sechs Stunden Karzer⁴⁶ aufgebracht bekam – wenn auch völlig unberechtigt, denn

«... vor dem *Holunder* muß man den Hut abnehmen.»⁴⁷

Auch die Helden unseres Dichters müssen solche *Dissonanzen* ihres Leben anerkennen:

«*Gestern war ich auf dem Aetna droben. Da fiel der große Sicilianer mir ein, der einst des Stundenzählens satt, vertraut mit der Seele der Welt, in seiner kühnen Lebenslust sich da hinabwarf in die herrlichen Flammen, ...*»⁴⁸

schreibt Hyperion an seinen deutschen Freund *Bellarmin* und meint natürlich den berühmten vorsokratischen Philosophen Empedokles, der seine

45) *Handwörterbuch d. deutschen Aberglaubens*, hrsg. von Hanns Bächtold-Stäubli, Berlin/Leipzig 1932 [zit.: HDA], Bd. 4, Sp. 261-276

46) Walter Betzendörfer: *Hölderlins Studienjahre im Tübinger Stift*. Heilbronn 1922, S. 36f.

47) HDA, Bd. 4, Sp. 262

48) GSA 3, S. 151

Schuhe am Fuße des Vulkans zurückließ. Der hatte, ausgehend von der Lehre des *Parmenides*, daß *nichts aus nichts entstehen* und *Seiendes nicht vergehen* könne, weshalb die Welt ewig, und dem Satz *Heraklits*, daß *der Streit Vater aller Dinge* sei, ein pulsierendes Weltmodell entwickelt: die ewigen Elemente *Luft, Feuer, Erde und Wasser* sind durch die *Liebe* zu einer Kugel verdichtet. Dann setzt der *Haß* an, zersetzt die Kugel und läßt die Einzeldinge entstehen, die sich durch ihre Anteile an den Elementen unterscheiden. Da *Gleiches nur von Gleichem erkannt* werden kann, verstehen sich die Dinge am besten, die sich in ihren Anteilen an den vier Elementen am ähnlichsten sind.⁴⁹ Tod und Geburt sind also nur Neuverteilung ewiger Stoffe.

Geht ein Weltalter zuende, drängt alles durch die *Liebe* wieder zusammen, und das All bildet erneut eine Kugel. Gott ist dabei keine Person, sondern der alle Stofflichkeit durchdringende Weltgeist.⁵⁰

Für Hölderlin war das eine faszinierende Vorstellung, noch fesselnder aber das *Todesopfer* ihres Schöpfers, das ihn neben *Christus* und die *Diotima* des Hyperion stellt: das Sichern einer erreichten

34

49) Vgl. meinen Aufsatz über einen Vortrag unseres Glaubensbruders *Dr. med. H. Schleip* zu Erkenntnissen *John Philippe Rushtons*: *Der Wert der Gemeinschaft*. In: *GuW* 2/2018, S. 73ff

50) *Empedokles*: «... ein Geist, ein heiliger und übermenschlicher, regt sich da allein, der mit schnellen Gedanken den ganzen Weltbau durchstürt» (*Fr. 134 Diels*)

Höhe vor drohenden Kompromissen, Abstieg und Verfall. Diese freiwillige Rückkehr in das Alleine der Natur ist nur dem Menschen gegeben:

Dabeim in sich zu bleiben strebet nur
Der Pflanze Leben und das frohe Thier.
Beschränkt im Eigentume sorgen sie,
Wie sie bestehn, und weiter reicht ihr Sinn
Im Leben nicht. Doch müssen sie zuletzt,
Die Ängstigen, heraus, und sterbend kehrt
Ins Element ein jedes, daß es da
Zu neuer Jugend, wie im Bade, sich
Erfrische. Menschen ist die große Lust
Gegeben, daß sie selber sich verjüngen.
Und aus dem reinigenden Tode, den
sie selber sich zu rechter Zeit gewählt,
Erstehn, wie aus dem Styx Achill, die Völker.
O gebt euch der Natur, eh sie euch nimmt! ⁵¹

Drei Anläufe hat unser Dichter zu seinem einzigen Schauspiel gemacht, doch fertig wurde es nie.

Während aber Schiller nur durch den Tod an der Vollendung des *Demetrius* gehindert wurde und Kleist den schon abgeschlossenen *Robert Guiskard* aus Selbstzweifel verbrannte, um ihn teilweise neu zu schreiben, scheiterte Hölderlin an der Form. Er war ja geboren zu lyrischem Selbstaussdruck als

51) GSA 4.1 (*Der Tod des Empedokles*),
hg. v. Friedrich Beißner, Stuttgart 1961, S. 65

Ich dem großen Ganzen gegenüber und sah wohl ein, daß ihn die Gestaltung des Widerstreits der verschiedenen Charaktere, Temperamente und Rollen eines Theaterstückes letztlich überfordern mußte. Dieses Eingeständnis ist kein Makel, vielmehr ist es Beleg aner kennenswerter Selbsteinschätzung. Daß er sich mit einem Roman auf das Glatteis der Prosa wagte, zeugt wieder von grossem Wagniswillen. Wenn sich dieser Briefroman auch *prosaisch* gibt, bleibt er allerdings laut gelesen ein zauberhaftes Gedicht.

Hyperion will seine Griechen die vierhundertjährige Türkenherrschaft abschütteln lassen und scheitert nicht etwa, weil heldenmütigen Kämpfern eine schier unbesiegbare Übermacht entgegenstände, sondern an der Niedertracht seiner Leute und endet wie sein Schöpfer als dichtender Einsiedler, nachdem er den Tod seiner *Diotima*⁵² zumindest mitverschuldet hatte.

Sie, die aus der Allnatur herausgetretene Artemis, ließ schon vor ihrem Erscheinen als Mädchen aus dem Volk eine vollkommene Harmonie von Geist und Natur für alle spürbar werden:

36

52) Namensgeberin ist jene *Diotima aus Mantinea*, die den Sokrates unterwies [Platon 201d-212c] und zur Schau des Schönen selbst hinaufführte.

«Und die Menschen giengen aus ihren Thüren heraus, und fühlten wunderbar das geistige Wehen, wie es leise die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtstral kühlte, und lösten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Brust, athmeten süßer, berührten zärtlicher das leichte klare schmeichelnde Meer, in dem sie lebten und webten.»⁵²

Als er sie sieht, ist sie ihm seltsam vertraut⁵³, als gehöre sie jener Zeit an, die er als Theokratie des Schönen geistig verjüngt neu erstehen lassen will. Sie aber muß ihm letztlich – wie die lebenskluge Bankiersgattin in Frankfurt seinem Schöpfer – mit Bezug auf Hier und Heute die Träume verweisen:

«Darum, weil du alles hast und nichts, weil das Phantom der goldenen Tage, die da kommen sollen, dein gehört, und doch nicht da ist, weil du ein Bürger bist in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ein Gott bist unter Göttern in den schönen Träumen, die am Tage dich beschleichen, und wenn du aufwachst, auf neugriechischem Boden stehst.»⁵⁴

Doch sie liebt ihn auch, wie Hölderlin von Susette geliebt wird. So hatte sie ihm denn nachsterben wollen, da sie ihn gefallen glaubte. Als sie dann erfährt, daß er lebt, stirbt sie um seiner Berufung willen. Trägt er nicht einen Beinamen des Apoll, Ὑπερίων, der Darüberwandernde? Der soll er bleiben – und ein Dichter, gerade in dürftiger Zeit.⁵⁵

52) GSA 3, S. 50

53) GSA 3, S. 59

54) GSA 3, S. 67

55) Vgl. Zeile 122 aus *Brod und Wein*

Sein Dichteramt des götterbegnadeten Sehers, nicht eines gemeinen Verseschmieds, erfordert Ehelosigkeit. Ein mit ihr verheirateter Hyperion verkäme zur kleinbürgerlichen Karikatur.

«Trauernder Jüngling! bald, bald wirst du glücklicher seyn. Dir ist dein Lorbeer nicht gereift und deine Myrthen verblühten, denn Priester sollst du seyn der göttlichen Natur, und die dichterischen Tage keimen dir schon.»⁵⁸

Hier unterscheidet sie sich von Susette. Die Diotima Hölderlins verwelkt an der Dissonanz ihres Lebens, die Verantwortung für Familie und Stand mit dem Geliebten nicht in Einklang bringen zu können. Doch es bleibt über allem ein Trost:

«Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Thränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohllaut, Natur! wer reißt den? wer mag die Liebenden scheiden? O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbare! du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist denn der Tod und alles Wehe der Menschen?»⁵⁹

Denn letztlich hatte Empedokles doch recht:

«Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder. Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist Alles.»⁶⁰ ■

Verweilung, auch im Vertrautesten nicht,
ist uns gegeben; aus den erfüllten
Bildern stürzt der Geist zu plötzlich zu füllenden;
[Seen
sind erst im Ewigen. Hier ist Fallen
das Tüchtigste. Aus dem gekonnten Gefühl
überfallen hinab ins geahndete, weiter.

Dir, du Herrlicher, dir war, du Beschwörer,
ein ganzes
Leben das dringende Bild, wenn du es aussprachst,
die Zeile schloß sich wie Schicksal, ein Tod war
selbst in der Lindesten, und du betratest ihn; aber
der vorgehende Gott führte dich drüben hervor.

O du wandelnder Geist, du wandelndster! Wie
[sie doch alle
bleiben im schmalen Vergleich. Teilnehmende.
[Du nur
ziehst wie der Mond. Und unten hellt und
[verdunkelt

deine nächtliche sich, die heilig erschrockene Land=
[schaft,
die du in Abschieden fühlst. Keiner
gab sie erhabener hin, gab sie ans Ganze
heiler zurück, unbedürftiger. So auch
spieltest du heilig durch nicht mehr gerechnete Jahre
mit dem unendlichen Glück, als wär es nicht innen,
[läge
keinem gehörend im sanften
Rasen der Erde umher, von göttlichen Kindern
[verlassen.
Ach, was die Höchsten begehren, du legtest es
[wunschlos
Baustein auf Baustein: es stand. Doch selber sein
[Umsturz
irrte dich nicht.

Was, da ein solcher, Ewiger, war, mißtraum wir
immer dem Irdischen noch? Statt am
Vorläufigen ernst die Gefühle zu lernen für
welche Neigung, künftig im Raum?

Rainer Maria Rilke, An Hölderlin

Ralf Kaiser: **Pan und Pantheismus.** «Schau dich um, Clarke. Du siehst den Berg und Hügel hinter Hügel, wie Welle um Welle, du siehst die Wälder und Obstgärten, die Felder mit reifem Korn und die Wiesen, die sich bis zum Schilfbett am Fluß ziehen. Du siehst mich hier neben dir stehen und hörst meine Stimme. Aber ich sage dir, daß all dies – ja, von jenem Stern, der gerade am Himmel aufgeleuchtet hat, bis zum festen Grund unter unseren Füßen – ich sage, daß all das nur Träume und Schatten sind; die Schatten, die die wirkliche Welt vor unseren Augen verbergen. Es gibt eine wirkliche Welt, aber sie liegt jenseits von diesem Glanz und diesem Schein ..., jenseits von all dem wie jenseits von einem Schleier. Ich weiß nicht, ob je ein Mensch diesen Schleier gelüftet hat, aber ich weiß genau, Clarke, daß du und ich heute nacht sehen werden, wie er von unseren Augen genommen wird. Du magst das alles für seltsamen Unsinn halten. Es mag seltsam sein, aber es ist wahr, und die Menschen des Altertums wußten, was es bedeutet, den Schleier zu lüften. Sie nannten es: den Gott Pan sehen.»¹

Mit diesen Worten schildert der britische Arzt Dr. Raymond seine metaphysische Weltsicht im ersten Kapitel des legendären viktorianischen Schauerromans *Der große Gott Pan* von Arthur Machen. Unverkennbar zeigt sich hier eine Spielart des Dualismus: Die materielle Welt ist nur ein Trugbild. Doch anders als im Platonismus, der ihr das vollkommene Reich der Ideen entgegen-

1) Eigene Übersetzung des englischen Originaltextes.

stellt, und im Christentum, das den vom Himmel gesandten Jesus die gefallene Schöpfung erlösen läßt, müssen die Menschen in Machens Geschichte erfahren, daß die aus der anderen Welt eindringende Macht keineswegs für das Gute steht, sondern Tod und Verderben bringt.

Selbstverständlich, mag nun mancher Leser denken, Pan sieht ja nicht zufällig wie der Teufel aus. Und es stimmt: Die bildliche Darstellung des Höllenfürsten im Christentum orientierte sich an antiken Vorbildern, die den heidnischen Gott zeigten. Und doch paßt hier etwas nicht: Machens Pan stößt von außen in die entwickelte Welt des 19. Jahrhunderts vor und kann schließlich von Menschen wieder daraus verbannt werden. Im Christentum ist der Teufel schon seit dem Sündenfall der Herr dieser Welt² und die Menschen müssen sich auf Gottes Eingreifen verlassen.

In den literarischen Salons des viktorianischen Zeitalters war es nicht ungewöhnlich, auf den griechischen Gott Pan Bezug zu nehmen. Beispielsweise veröffentlichte schon Jahrzehnte vor Arthur Machen *Elizabeth Barrett Browning* ihr Ge-

die Dichtung *Der tote Pan*, in dem der Triumph des Christentums über das Heidentum mit dem wiederholten Ausruf «*Pan ist tot*» gefeiert wird. Doch wollen wir uns hier in erster Linie mit der Frage befassen, ob man der dualistischen Auslegung des praktizierenden Okkultisten Machen eine *unitarischere* Deutung entgegenstellen kann.

Dieser Ansatz ist nicht neu. Der zufällige Gleichklang des griechischen Götternamens mit dem ebenfalls griechischen Wort *pan* «*alles*» führte dazu, daß der Gott zuweilen als Symbolfigur des Pantheismus gesehen wurde, etwa vom englischen Dichter *John Keats* schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts.³ In Buch 1 seines Versepos *Endymion*⁴ wird Pan angerufen:

*Be still a symbol of immensity,
a firmament reflected in a sea!*

In der deutschen Nachdichtung von *Mirko Bonné* liest sich das so:

*Sei stets Symbol für Unermeßlichkeit;
ein Sternenhimmel, auf ein Meer gestreut.*⁵

Da dies aber auf den ersten Blick nur auf einer falschen Wortherleitung beruht, kann es unser

3) Jaan Puhvel: *Comparative Mythology*. Baltimore u. London 1989, S. 132.

4) Verse 314f

5) John Keats: *Endymion*. Eine poetische Romanze. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Mirko Bonné. Berlin 2018, S. 40 f (Rechtschreibung angepaßt).

Bedürfnis nach Authentizität, nach *Echtheit* nicht befriedigen. Wohin führt uns denn der Weg, wenn wir dem wahren Ursprung des Namens Pan nachspüren? Überraschenderweise weit in die Vorzeit, denn er entspricht dem Namen des indischen Gottes *Pūṣán*; beide Formen gehen zurück auf ein rekonstruierbares indoeuropäisches *Páh₂u-sōn*, das sich als Name eines vorgeschichtlichen Hirtengottes entweder von der Wurzel *pah₂-* «schützen» oder in bezug auf dessen Treibstock von der Wurzel *pah₂u-* «schlagen» herleitet.⁶

Der Vergleich indischer und griechischer Mythologie führt jedoch zu der Schlußfolgerung, daß *Pūṣán* charakteristische Übereinstimmungen nicht allein mit Pan zeigt, sondern auch mit dessen Vater *Hermes*. Folglich haben nicht nur Pan und *Pūṣán* denselben Ursprung, auch Pan und *Hermes* waren innerhalb Griechenlands ursprünglich zwei Variationen desselben Gottes.⁷ Hier eine Aufzählung der wichtigsten Parallelen: *Pūṣán* und Pan sind Götter der Viehhirten, allerdings mit besonders starken Bezügen zu Ziegen(-böcken): Pan zeigt das bereits in seiner äußeren Gestalt, und

6) Michael Janda: *Elysion. Herkunft und Entwicklung der griechischen Religion. Innsbruck 2005, S. 212.*

7) Puhvel 1989, S. 132. Zu dieser Ansicht neigt auch Thomas Oberlies: *Der Rigveda und seine Religion. Berlin 2012, S. 55.*

Pūṣāns Wagen wird von diesen Tieren gezogen.⁸ Beide sind für ihre Lüsterheit bekannt, Pan trinkt gern Unmengen Weins, während Pūṣān den Rauschtrank Soma fließen läßt; außerdem ist der indische Gott ein Schutzherr der Sänger, wie Hermes Erfinder der Musik ist, beide sind Patrone der Hirten und Herden, gebieten über die Wege und geleiten die Toten ins Jenseits.⁹ Zudem wachen Pūṣān und Hermes über den feierlichen Zug der Bräute von den Häusern ihrer alten Familien zu den Häusern ihrer künftigen Männer.¹⁰

Páh₂usōn, die prähistorische Gottheit, die am Ausgangspunkt der genannten mythologischen Gestalten stand, läßt sich in den Augen der Wissenschaft charakterisieren als «*der Gott der Wege und Grenzbereiche der indogermanischen Religion*»¹¹, als «*wahrer Hirtengott*», der die bewegliche Ausweitung der Weidegründe bis an die Horizonte im Blick hat.¹²

Was uns hier in Ansätzen als Reich des Gottes erkennbar wird, ist eine Art Transzendenz, eine Reise, eine Überschreitung von Grenzen, der Wechsel von einem Bereich der Welt in einen an-

8) Edgar C. Polomé: *Pastoral God*. In: J. P. Mallory u. D. Q. Adams (Hg.): *Encyclopedia of Indo-European Culture*. London u. Chicago 1997, S. 415.

9) Oberlies 2012, S. 54 f.

10) Oberlies 2012, S. 357.

11) Oberlies 2012, S. 55.

12) Puhvel 1989, S. 63.

deren, wie man ihn recht gut am Weg der Toten oder auch am Wechsel der Bräute von einer Sippe zur anderen festmachen kann.

In einem alt-indischen Lied¹³ wird Pūṣāns kosmische Dimension denn auch anschaulich geschildert. In Strophe 3 spricht der Dichter zunächst einen Toten an, den Pūṣān zu dessen Vorvätern geleiten soll, während die Leiche den Flammen des Feuergottes Agni übergeben wird. Da heißt es in der Übersetzung Karl-Friedrich Geldners:

«Pūṣān soll dich von hier befördern, der Kundige, dem kein Vieh verloren geht, der Hirt der Welt. Er übergebe dich diesen Vätern, Agni den leichtauffindbaren Göttern.»

Pūṣān ist also der «Hirt der Welt», *bhuvanasya gopāh*. Das hier gewählte Wort für «Welt», *bhuvana*, enthält die indoeuropäische Wurzel *bheu(H)-*, die ursprünglich «wachsen, gedeihen» bedeutete¹⁴ und sich zunächst auf Pflanzen bezog.¹⁵ Der alte Vers betrachtet die Welt folglich als einen Organismus.

In den Strophen 5 und 6 heißt es dann:

«Pūṣān kennt diese Gegenden alle genau; er möge uns auf gefahrlosestem (Wege) führen [...]. In der Ferne der Wege ist Pūṣān geboren, in der Ferne des Himmels, in der Ferne der Erde. Zu bei-

46

13) Rigveda 10, 17

14) Julius Pokorny: *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*. 1. Band. Bern u. Stuttgart 1989 (Nachdruck von 1959), S. 146 f.

15) Thomas V. Gamkrelidze u. Vyaceslav V. Ivanov: *Indo-European and the Indo-Europeans*. Part I. Berlin und New York 1995, S. 389.

den liebsten Stätten geht er hin und her, des Weges kundig.»

In den Weiten der Welt und des Himmels also ist Pūṣán zuhause. Ein vergleichbares Potential als Weltengott kann sein Pendant *Pan/Faunus* in der griechisch-römischen Überlieferung nicht aufweisen. Doch immerhin zeigt sich in ihm auf mystische Weise ein anderer Wesenszug des Pantheismus, nämlich die *coincidentia oppositorum*, der *Zusammenfall der Gegensätze*, wenn auch nur in Hinsicht auf den Bereich des Hirten-tums, der dem Gott in allen Ländern seines Kultes traditionsgemäß zukam. Und doch weicht das alte Europa hier in eigentümlicher Weise vom fernen Osten ab.

In der indischen Überlieferung steht Pūṣán, wie man es bei einem Patron der Herden und Pfade erwartet, auch für die Abwehr von Wölfen.¹⁶ Im Rigveda¹⁷ heißt es:

«Den bösen, unheilvollen Wolf, der uns bedroht, o Pūṣán, den jage von dem Wege fort!»

Auf den ersten Blick scheint dem der Beiname zu entsprechen, den der von den Römern Faunus genannte Gott auch trug: *Lupercus*. Daß hierin das

16) Oberlies 2012, S. 156.

17) Lied 1, 42, Strophe 2.

lateinische Wort *lupus* «Wolf» steckt, liegt auf der Hand, umstritten ist nur, welches Verhältnis zu dem Tier damit ausgedrückt werden soll; es ist sogar recht wahrscheinlich, daß es kein feindliches war.¹⁸ Schließlich ist der Name Faunus nichts anderes als die lateinische Fortsetzung des indoeuropäischen Wortes *dhaunos*, das wiederum den Wolf bezeichnete.¹⁹

Wir kennen Pan als Mischwesen aus Mensch und Ziegenbock, das an sich schon den Gegensatz von Hirte und Herdentier zu einer seltsamen Einheit verschmelzen läßt. Man könnte nun annehmen, der römische Faunus sei ursprünglich ein anderes Wesen, ein Wolfsgott, der erst im Verlauf des griechischen Einflusses auf die römische Religion mit Pan gleichgesetzt und dadurch zum Bocksgott umgedeutet wurde. Jedoch ist die eigentümliche Verbindung von Wolf und Ziege im Kult offenbar sehr alt. Die griechische Überlieferung kennt noch Reste einer Erinnerung an *Pan Lykaios*²⁰, den «wölfischen Pan». Ansonsten wäre die Gleichsetzung mit Faunus auch kaum erklärbar. Die Kombination ist aber in mehreren Kulturen

48

18) Kris Kershaw: *Odin. Der einäugige Gott und die indogermanischen Männerbünde*. Uhlstädt-Kirchhasel 2003, S. 134.

19) Pokorny 1989, S. 235.

20) Kershaw 2003, S. 194: «Pan Lykaios stellt wiederum eine Vereinigung von Wolf und Ziege dar.»

des indoeuropäischen Bereichs belegt. Es sind eben nicht allein die Männer des römischen Lupercus-Rituals, die einen Gürtel aus Ziegenfell trugen und Peitschen aus Ziegenfell schlangen, auch im Kult der *Hethiter* des antiken Anatoliens gab es einen Knaben im Ziegenfell, der wie ein Wolf zu heulen hatte.²¹ Die Forscherin Kris Kershaw resümiert die indoeuropäischen Ritualbelege in dem Satz²²:

«Und, wie wir gesehen haben, trugen <Wölfe> sehr häufig Ziegenfelle.»

Andererseits zweifelt Kershaw auch an der sakralen Bedeutung der Kombination und legt sich eine mögliche profane Auslegung zurecht²³:

«Eine spezifische Ziege-Wolf-Beziehung wäre interessant, doch die wahrscheinlichste Erklärung ist die verhältnismäßige Einfachheit, ein Ziegenfell zu bekommen. Auch bei modernen Prozessionen sind Wolfsmaskenträger häufig mit Schafsfellen bekleidet.»

Gegen diese pragmatische Deutung spricht allerdings schon die Tatsache, daß der Ziegenbock, aus dessen Haut die im Lupercus-Kult verwendeten Utensilien gemacht wurden, unmittelbar davor als rituelles Opfer geschlachtet worden war.²⁴ Eine profane Begründung scheidet damit aus.

21) Kershaw 2003, S. 134 u. 158.

22) Kershaw 2003, S. 165.

23) Kershaw 2003, S. 134.

24) Kershaw 2003, S. 199.

In der Gestalt des Gottes Pan/Faunus/Lupercus vereinigen sich also der Mensch als Hirte, die Ziege als Herdentier und der Wolf als Raubtier. Es verschmelzen auf eigentümliche Weise der Teil der Natur, den der Mensch unter seine Kontrolle gebracht hat, und die ungezügeltere Natur, deren unberechenbarer, manchmal blitzartiger Angriff das Gefühl auslösen kann, das in Anlehnung an diesen Gott *Panik* genannt wird. Wenn man nun noch berücksichtigt, daß in Rom das sogenannte *Lupercal*, eine Höhle, als Eingang zur Unterwelt galt²⁵, bestätigt sich die Stellung des Gottes als Patron der Übergänge, des Wechsels der Welten und der Transzendenz.

Sicher war er in der antiken Vorstellung nicht der Herr der Welt, doch seine Eigenheit, alle Grenzen zu überqueren und alle Reiche zu durchwandern, legte neben der falschen Herleitung des Namens Pan den Keim zu einer Deutung, die er erst in der neuzeitlichen Poesie erfuhr, nämlich als Symbolfigur des Pantheismus, so wie in den folgenden zwei Gedichten von *Otto Julius Bierbaum*²⁶, der sogar eine Kunstzeitschrift *Pan* gründete. ■

50

25) Kershaw 2003, S. 199.

26) † 28. 6. 1865 in Grünberg (Schlesien) und † 1. 2. 1910 in Dresden

Faunsflötenlied

Ich glaube an den großen Pan,
den heiter heiligen Werdegeist;
sein Herzschlag ist der Weltentakt,
in dem die Sonnenfülle kreist.
Er wird und stirbt und stirbt und wird,
kein Ende und kein Anbeginn.
Sing, Flöte, dein Gebet der Lust!
Das ist des Lebens heiliger Sinn.



Otto Julius Bierbaum, Zwei Gedichte

Pan an die Sterne

Rundherum, rundherum,
Nur nicht stillgestanden!
Dieses ist das Regellied
Den Sonnen und Trabanten.

Bleibt im Takte, bleibt im Takt,
Gräßlich tut's mir wehe,
Wenn ich einen Stolperstern
Im Gewobe sehe.

Immer um mein Zentrum 'rum
Im gebotenen Kreise!
Urgesetzt ist Harmonie
Wohlgefügter Gleise.

Alles könnt ihr, was ihr wollt,
Lieben und gebären,
Aber haltet meinen Takt
Innerlichst in Ehren.

Denn der Rhythmus ist die Welt,
Stillestehn ist Sterben,
Wer im Takte nicht mehr tanzt,
Splittert hin in Scherben.

Rundherum, rundherum,
Nur nicht stillgestanden!
Dieses ist das Regellied
Den Sonnen und Trabanten.

Bild:

«Tanzender Faun» aus der 1830–32 ausgegrabenen
Casa del Fauno in Pompeji

Prof. Dr. phil. habil. Mathias Weifert: **Das Verbot freier Religion im Nationalsozialismus.** Auch heute unterstellen sowohl kirchliche als auch politisch «*linksgerichtete*», meist marxistisch-leninistische, Kräfte der gesamten sogenannten freigläubigen Bewegung die Nähe zum Nationalsozialismus. In Wirklichkeit aber war der zahlenmäßig größte Teil der *Allgemeinen Deutschen Glaubensbewegung*, wie die sogenannte freigeistige Bewegung damals in der Wissenschaft hieß, seinerzeit im Deutschen Reich verboten.¹ Im einzelnen handelt es sich hierbei unter anderem um folgende Vereinigungen:

1. *Bund Freireligiöser Gemeinden Deutschlands*, Leipzig

Als Folge eines Briefes des römisch-katholischen Priesters *Johannes Ronge* vor 176 Jahren an den Bischof von Trier anlässlich der Ausstellung des *heiligen Rockes* in Trier 1844 kam es 1845 zur Gründung einer *Deutschkatholischen Kirche* und anschließend auch *freier Gemeinden* im evangelischen Raum, die sich 1847 zum *Verein freier Gemeinden* zusammenfanden. Beide schlossen sich 1850 zu einer *Religionsgemeinschaft freier Gemeinden* zusammen. Aber erst nach schweren Verfolgungen konnte am 16. und 17. 6. 1859 in Gotha der *Bund der freireligiösen Gemeinden* ins Leben gerufen werden. Dieser vereinigte sich 1924 in Leipzig mehrheitlich mit dem

52

¹) Bei der Volkszählung am 17. 5. 1939 im Deutschen Reich waren 3,5% der Bevölkerung gottgläubig, 1,5% glaubenslos und 0,1% einer religiös-weltanschaulichen Gemeinschaft zugehörig. Die amtliche Bezeichnung *gottgläubig* wurde am 26. 11. 1936 eingeführt. Die meisten Freireligiösen bezeichneten sich damals so.

1881 gegründeten *Deutschen Freidenkerbund* zum *Volksbund für Geistesfreiheit*. Der Zusammenschluß gehörte auch zur *Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände*.

Am 4. 6. 1933 nahm die Vereinigung in Leipzig wieder den Namen *Bund Freireligiöser Gemeinden Deutschlands – BFGD* – an und trat auf der Wartburg-Tagung am 29. und 30. 7. 1933 in Eisenach der *Arbeitsgemeinschaft der deutschen Glaubensbewegung* bei. Am 10. 9. 1933 benannte sich der BFGD schließlich in *Bund der Gemeinden Deutschen Glaubens* um. Seine Zeitschrift *Geistesfreiheit* hieß nun *Deutsche Glaubenswarte*. Sogar die 1912 als *Germanisch-deutsch-religiöse Gemeinschaft* gegründete – seit 1913 – *Germanische Glaubensgemeinschaft – GGG* – schloß sich diesem Bund als selbständige Reichsgemeinde an. Der *Bund der Gemeinden Deutschen Glaubens* war schließlich korporatives Mitglied der vom 28. bis 31. 5. 1934 in Schwarzfeld im Südharz gegründeten *Deutschen Glaubensbewegung – DG* – unter dem Vorsitz des Tübinger Universitätsprofessors *Dr. Jakob Wilhelm Hauer*.²

Am 20. 11. 1934 erfolgte bereits in Preußen die Auflösung aller Gemeinden, in Bayern am 5. 12. 1934; auf Reichsebene geschah dies am 15. 4. 1935. Den verbotenen Freireligiösen blieb nur mehr die *Neue deutsche Bestattungsanstalt, Verwaltungsstelle für die ehemaligen Bestattungskassen der Freireligiösen Gemeinden zu Leipzig*. Der Bund hatte bei seinem Verbot noch rund 60.000 Mitglieder in 150 Gemeinden. Sowohl die Deutsche Evangelische als auch die Römisch-Katholische Kirche begrüßten ausdrücklich die Verbote freireligiöser

2) Der *Bund der Gemeinden Deutschen Glaubens*, der sich ab Juni 1934 wieder *Bund freireligiöser Gemeinden Deutschlands* nannte, wollte seine Stellung als *öffentlich-rechtliche Körperschaft* nicht verlieren und konnte der *DG* lediglich korporativ beitreten, womit er aber sein späteres Verbot nicht zu verhindern vermochte, da er nur Fördermitglied war.

Gemeinden im Nationalsozialismus.³ «Der Schandfleck von Freiburg ist nun gelöscht!», ließ beispielsweise der dortige Erzbischof nach der polizeilichen Schließung der Freireligiösen Gemeinde verkünden.

2. *Deutschvolk* mit *Deutschjugend*

General *Erich Ludendorff* gründete 1930 eigens für die aus der Kirche ausgetretenen Anhänger der Gotterkenntnis seiner Ehefrau, *Dr. Mathilde Ludendorff*, in seinem 1925 ins Leben gerufenen und 1933 verbotenen *Tannenberg-Bund – TB – das Deutschvolk – DV*. 1931 wurde in Salzburg noch die *Deutschjugend* für den Nachwuchs des *TB* und des *DV* gegründet. 1932 schloß sich dieser der *Bund der freideutschen Wandervögel in Österreich* an, 1933 schließlich auch die *Deutschvölkische Grenzschar*.⁴

Da das *Deutschvolk* unter anderem in der Wahlenthaltung und im Kirchenaustritt die Grundsteine für die geforderte deutsche

Ansonsten gab es nur mehr Einzelmitglieder der *DG*. Unter diesen befand sich auch *Dr. Busso Loewe*, der Verfasser des verbotenen Buches *ABC des deutschen Heiden*.

3) Es ist nachgerade bezeichnend, daß das zwischen dem römisch-katholischen Reichskanzler *Adolf Hitler* und Papst *Pius XI.* 1933 geschlossene *Reichskonkordat* auch heute noch in der *Bundesrepublik Deutschland* gültig ist. Die klerikal-reaktionäre Politik wird auch mit dem Beschluß der *Bayerischen Staatsregierung* 2018 unter dem evangelisch-lutherischen Ministerpräsidenten *Dr. Markus Söder* deutlich, im Eingangsbereich jedes Dienstgebäudes ein deutlich wahrnehmbares Kreuz aufzuhängen.

4) Bundesführer der *Deutschjugend* war *Fritz Hugo Hoffmann*, der aus dem *Bund Artam* kam. 1929 wurde er Bundesführer von dessen Abspaltung *Die Artamanen, Bündische Gemeinden für Landarbeit und Siedlung*. Die *Deutschjugend* gab zunächst die *Blätter vom schöpferischen Leben* heraus, bevor von 1933 bis 1934 die Zeitschrift *Deutschjugend* erschien.

Freiheit sah, war es den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge. Im Oktober 1933 kam es zunächst zum Verbot des DV in Preußen, bald danach im gesamten Reich. Die *Deutschjugend* war bis zum Mai 1934 reichsweit verboten. Diese wurde danach noch in der Leserschaft der Zeitschrift *Heiho* zusammengehalten. Das verbotene *Deutschvolk* hingegen tauchte in dem von General Ludendorff vorgeschlagenen *Rechtsschutzverband deutscher, nicht christlicher Glaubensrichtungen oder Deutscher, nicht christlichen Glaubens* unter, für den der Kirchenaustritt nicht erforderlich war. Insbesondere um die Rechtslage der Nichtchristen ab 1933 hatte sich der General angesichts des Kircheneintritts- und Religionsunterrichtszwanges große Verdienste erworben. Während der *Tannenbund* bei seinem Verbot rund 10.000 Mitglieder hatte, erreichte dessen wöchentliche Kampfschrift *Ludendorffs Volkswarte* – letzte Ausgabe am 9. 7. 1933 – eine starke Verbreitung.

3. *Bund für deutsche Weltanschauung*

Im Dezember 1933 wurde der von dem ehemaligen deutsch-nationalen Abgeordneten *Jürgen von Ramin* geführte *Bund für deutsche Weltanschauung* mit seiner Zeitschrift *Ringendes Deutschtum* verboten. Dieser Bund war aus dem 1912 von *Philipp Stauff* gegründeten *Germanenorden* mit *Erich Ludendorff* als Großmeister hervorgegangen. Die verbotene Vereinigung war wiederum mit dem *Bund für krisenlose Volkswirtschaft e. V.* – unter Bergwerksdirektor *Otto Weißleder* – zusammengeschlossen und durch diesen auch mit dem *Ro-*

land, *Bund für deutsche Wohlstandswirtschaft e. V.* unter Prof. Dr. Sveistrup.

4. **Bund der Guoten**

Vom Nationalsozialismus wurde 1933 der von H. A. Weishaar⁵, Ragnit in Ostpreußen, geführte *Bund der Guoten* verboten, der die Monatsschrift *Femstern* herausgab. Den moralischen Mut stellte der Bund hoch über den physischen und verlangte vom Geistmenschen, dem höchsten geistigen Zustand, heldisches Leben und Handeln, ohne nach den Folgen für sich zu fragen.

5. **Germanischer Rassebund**, Hamburg

6. **Völkischer Orden der Teutonen**, Braunschweig

7. **Deutscher Volksbund**, Leipzig

Der von Prof. A. Schnieder gegründete *Deutsche Volksbund, Gemeinschaft für organische Weltanschauung und deutsche Lebensgestaltung, für Boden-, Geld- und Geistesreform* in Leipzig wurde 1934 verboten.

Verbotene Zeitschriften:

Deutsche Glaubenswarte, vormals *Die Geistesfreiheit*

Deutschjugend

Femstern

Ludendorffs Volkswarte

Ringendes Deutschtum

5) H. A. Weishaar, 1875-1945, wurde sein Schloß *Sillginnen*, Landkreis *Gerdauen* in Ostpreußen, von den Nationalsozialisten enteignet. 1933 verhaftet, kam er 1934 aus dem KL unter Auflagen zunächst frei. 1937 wurde er jedoch erneut verhaftet und im Juli 1938 durch das Sondergericht in *Königsberg* als *Volksfeind* zu dreieinhalb Jahren Haft im Gefängnis in *Stuhm*, Westpreußen, verurteilt. Doch danach kam er dennoch nicht frei, sondern in das KL *Sachsenhausen*, das er nicht überlebte.

Schriftumsverzeichnis

Dr. Peter Bahn:

Deutschkatholiken und Freireligiöse. Geschichte und Kultur einer religiös-weltanschaulichen Dissidentengruppe, dargestellt am Beispiel der Pfalz. (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 10. Band), Phil. Diss., Mainz 1991.

Dr. Heinz Bartsch:

Die Wirklichkeitsmacht der Allgemeinen Deutschen Glaubensbewegung der Gegenwart, Phil. Diss., Leipzig 1937, Breslau 1938. Mit dem Anhang: Manfred Boge: *Volk ringt um Gott*, Breslau 1935. (Quellentexte zur Konservativen Revolution. Die Völkischen (Blaue Reihe), Band 2), Toppenstedt 2007.

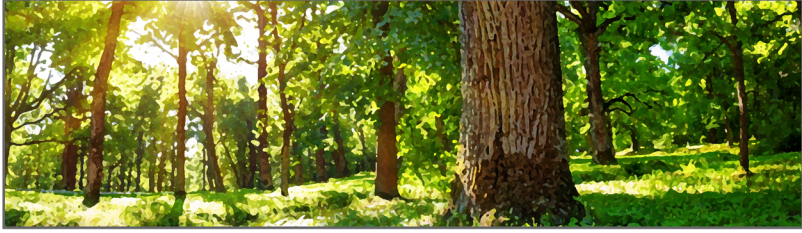
Siegwart Dittmann:

Das Präsidium des BFGD fordert die Bayerische Landesregierung zur Rückkehr zur Rechtsstaatlichkeit auf. In: *Wege ohne Dogma*, 27. Jahrgang, Heft 6, Juni 2018, S. 139.

Mit spitzer Feder und grimmigem Humor. Karikaturen aus der Zeitung Vor'm Volksgericht 1932-1933, Pähl 1983.

Dr. Karl Weiß:

125 Jahre Kampf um freie Religion. Dargestellt an der geschichtlichen Entwicklung der Freireligiösen Landesgemeinde Baden. Bearbeitet und bis in die Gegenwart fortgeführt von Dr. Lilo Schlötermann, Mannheim 1970. ■



Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt mit dem fleißigen Menschen zusammen.

Aber ihr, ihr Herrlichen! steht, wie ein Volk von Titanen
In der zahlmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.

Keiner von euch ist noch in die Schule der Menschen gegangen,
Und ihr drängt euch fröhlich und frei, aus der kräftigen Wurzel,
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme und Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.

Eine Welt ist jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.

Könnt' ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Diesen Wald und schmiegte mich gern ans gesellige Leben.
Fesselte nur nicht mehr ans gesellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd ich unter euch wohnen!

Friedrich Hölderlin, Die Eichbäume

Glauben und Wirken
Zentralorgan des
Bundes Deutscher Unitarier e. V.

Anschrift der Geschäftsstelle

Ralf Kaiser
Postfach 100603
69446 Weinheim
✉ post@deutsche-unitarier.de

Verantwortlich (i. S. d. P.)

Stefan Kaus

Erscheinungsweise

zweimonatlich

Preis einschließlich Versand

Einzelheft 7 €
Jahrgang 36 €

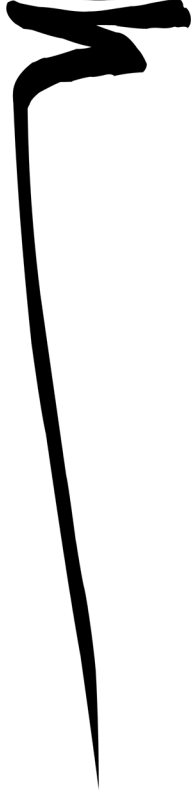
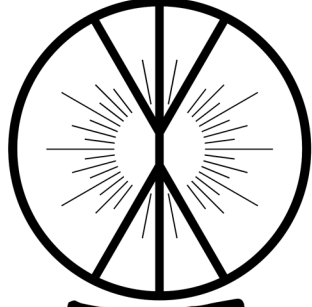
Spenden- und Beitragskonto

Bund Deutscher Unitarier e. V.
Volksbank Mittelhessen
IBAN DE89 5139 0000 0007 3436 04
BIC VBMHDE5F

Gestaltung + Druck

Kaus **Wirtschaftsinformatik**
Beinstraße 32
D 65366 Geisenheim
☎ **+49 6722 4977718**
✉ stefan@kaus.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.



ISSN 1862-7218